

CAROLYN HAINES



SARAH BOOTH DELANEYS
FÜNFTER FALL

Und leise tönt der Grabgesang



be
THRILLED

man ihre Mutter für die Stadtverrückte gehalten hatte.

Doreens ruhiger Blick blieb unbeirrt. »Ich habe erst vor wenigen Wochen herausgefunden, woher ich wirklich stamme. Ich dachte, dass meine leibliche Mutter mir vielleicht etwas zum Robert-Syndrom sagen könnte, das eine Erbkrankheit ist. Die Nonnen gaben schließlich nach und erzählten mir so viel darüber, wie ich nach Rosebriar kam, dass ich schließlich zwei und zwei zusammenzählen konnte und auf Lillith stieß. Es war aber zu spät; sie war schon tot.«

Zum ersten Mal bekam ihre perfekte Haltung Risse. Die zahlreichen medizinischen Probleme ihrer Tochter hatten sie dazu gebracht, in einer Vergangenheit nach Antworten zu suchen, die, wenn Lillith Lucas wirklich ihre leibliche Mutter war, nur unangenehme Überraschungen bereithalten konnte. Wenigstens hatte sie einen Versuch unternommen. Darum konnte ich sie schon ein wenig besser leiden.

»Wir kannten Lillith nicht sehr gut«, erklärte Tinkie, wie immer diplomatisch. Sie verschwieg, dass wir uns alle vor Lillith gefürchtet hatten, weil in ihren Augen das Feuer des Wahnsinns gelodert und ihr verfilztes graues Haar wie Spanisches Moos ausgesehen hatte. »Wir wissen von ihr nur sicher, dass sie eine fromme Frau war. Einige meinen, sie sei von der Religion besessen gewesen.«

»Alle haben gedacht, sie wäre verrückt, nicht wahr?«, fragte Doreen.

Tinkie trat näher an die Gitterstäbe und musterte Doreens Gesicht. »Ja. Ich sage es nicht gern, aber die meisten Leute hier hielten sie für ein wenig durchgedreht. Als Kinder haben wir uns vor ihr gefürchtet. Sie lauerte uns an Straßenecken auf und schrie uns Bibelzitate zu. Wir gingen ihr aus dem Weg, wann immer das möglich war. Um ehrlich zu sein, ich kann mich nicht entsinnen, ihr je ins Gesicht gesehen zu haben.«

Doreen hob die Hände an die Gitterstäbe und umfasste sie mit ihren schlanken Fingern. »Sheriff Peters hat mir ein wenig von ihr erzählt. Und diese Frau in seinem Revier sagt, dass Lillith wahnsinnig gewesen ist. Sie hat mir gesagt, dass meine Mutter verbrannt ist. Sie sagt, dass Lillith nur eine Hure gewesen ist, die mit Religion die Leute einschüchtern wollte, damit sie ihr Geld spendeten.«

»Ich gebe keinen falschen Nickel auf irgendetwas, das Rinda Stonecypher behauptet.« Mich machte Rindas unnötige Grausamkeit wütend.

»Niemand hier wusste, dass meine Mutter ein Kind hatte?«, fragte Doreen.

Ich schüttelte den Kopf. »Von uns niemand«, gestand Tinkie. »Natürlich haben die Erwachsenen vor uns Kindern nicht über so etwas gesprochen, aber wir hätten trotzdem davon gehört. Ich würde sagen, dass Lillith es irgendwie geschafft hat, Ihre Geburt geheim zu halten.«

»Sie muss sich sehr allein und isoliert gefühlt haben«, meinte Doreen.

»Lillith war besessen vom Thema Sexualität. Dagegen predigte sie vor allem. Wir hätten nie gedacht, dass sie selbst jemals Sex würde haben wollen, geschweige denn ein Baby.«

Doreen lächelte. »Wie oft fluchen wir wider die Dämonen in anderen, die uns selbst beim Nacken gepackt halten.«

»Glauben Sie an Dämonen? An Besessenheit?«, fragte ich; ich überlegte, ob sie ihr Kind vielleicht bei einem Versuch getötet haben konnte, ihm die bösen Dämonen der

Krankheit auszutreiben.

»Nein, nicht an die Sorte, an die Sie jetzt denken. Rebekah war nicht vom Teufel besessen. Für mich war sie wunderschön; ich habe ihre Seele immer gespürt. Auch trotz all ihrer Krankheiten war sie ein wahres Geschenk Gottes. Sie ist gekommen, um mir etwas Wunderbares zu zeigen, und dann ist sie ins Paradies zurückgekehrt.«

Für einen Sekundenbruchteil begriff ich, wie machtvoll der Friede war, den Doreen Mallory ihren Mitmenschen anbot. Fest und unerschütterlich daran zu glauben, der Tod des eigenen Kindes sei Teil eines Plans, Teil von etwas, das mehr war als furchtbares Pech und das übliche Leid, das Menschen zu ertragen hatten – das hätte man auch als Wunder bezeichnen können.

Aber wirklich daran glauben konnte nur eine Verrückte. Während ich Doreen in die ruhigen grünen Augen starrte, fragte ich mich, wer genau dort in ihrem Kopf wohnte.

»Coleman sagt, er habe Sie auf dem Friedhof von Pine Level aufgegriffen«, mischte sich nun wieder Tinkie ein.

Doreen nickte. »Ich habe dort meine Mutter besucht. Ich musste mit ihr reden.«

»Doreen, Sie wissen aber doch, dass sie tot ist.« Tinkie war sehr sanft.

»Was genau ist der Tod?«, entgegnete Doreen. »Ihren sterblichen Leib hat sie hinterlassen, aber das heißt nicht, dass auch ihre Seele fort ist, ihre Energie.«

»Ach so, sie hängt also die ganze Zeit auf Pine Level rum?«, fragte ich.

»Ich wusste nicht, wohin ich sonst gehen sollte. Ich weiß nicht, wo in Sunflower County sie gewohnt hat, aber ich wollte mich ihr nahe fühlen. Manchmal besteht die einfachste Möglichkeit darin, an eine Stelle zu gehen, die der Seele und dem Verstand vertraut ist.«

»Haben Sie mit ihr gesprochen?«, fragte Tinkie.

»Ich wollte gerade anfangen, als eine ältere Dame vorbeikam, um Blumen auf ein Grab zu legen. Ich habe mich mit ihr unterhalten. Sie hat mir viel über meine Mutter erzählt. Ich glaube, dass Lillith sie mir vielleicht geschickt hat.«

Doreen verstand sich gut darauf, Geschehnisse zu ihrem Vorteil auszulegen. Sie hatte mit ihrer toten Mutter sprechen wollen, und eine lebendige Person war aufgetaucht. Sehr bequem.

Die Verbindungstür zwischen dem Zellentrakt und dem Revier des Sheriffs öffnete sich, und Coleman führte eine kleine Frau in fließendem, wasserblauem Habit herein. Coleman nahm die Szene in sich auf, bevor er die Tür wieder schloss, damit wir unter uns waren.

Die Nonne eilte auf uns zu. Sorge trieb eine Furche zwischen ihre Augenbrauen. »Michael kümmert sich um alles, aber deine Anhänger machen sich Sorgen! Die Schwestern beten ohne Unterbrechung. Der Sheriff sagt, er kann keine Kautionsfestlegung, diese Entscheidung läge beim Richter in New Orleans – als ob es dort jemanden gäbe, der diesen Titel verdient!« Die kleine Frau brummte fast vor Furcht und Energie.

»Schwester Mary Magdalen«, sprach Doreen die Frau an. »Sie hätten sich nicht auf einen solch weiten Weg machen sollen! Mir geht es gut.«

Obwohl wir nur ein paar Fuß entfernt standen, beachtete die Nonne Tinkie und mich überhaupt nicht; sie hatte nur Augen für Doreen. »Wenn ich dich hinter diesen Gitterstäben

sehe, empfinde ich furchtbare Angst.« Ihre Augen waren groß, ihr Gesicht blass.

»Du brauchst dich nicht zu ängstigen«, entgegnete Doreen. »Wie du siehst, fehlt mir nichts. Der Sheriff ist vom Scheitel bis zur Sohle ein Gentleman.«

»Wir haben eine Detektivin engagiert. Wir müssen dich aus dem Gefängnis bekommen.« Die Schwester blickte sich bestürzt um. »Ich weiß überhaupt nicht, wie uns geschieht! Ich habe dir gesagt, du sollst nicht hierher fahren. Die Vergangenheit beantwortet deine Fragen nicht. Hier erwarten dich nur Schwierigkeiten. Ich hatte Schwester Mary Grace unmissverständlich klar gemacht, dir gegenüber über dieses Thema zu schweigen. Ich ...«

Doreen unterbrach die Wortflut der Nonne, indem sie Tinkie und mich vorstellte.

»Entschuldigen Sie«, meinte Schwester Mary Magdalen atemlos. Sie rang um Fassung. »Ich kann es kaum ertragen, Doreen hinter Gittern zu sehen. Sie könnte keiner Fliege etwas zuleide tun. Wirklich nicht! Dass man behauptet, sie hätte ihre eigene Tochter getötet, ist einfach lächerlich. Sie ist eine Heilerin, keine Mörderin!« Mit einer Geste der Frustration wischte sie sich eine Träne von der Wange. »Als ob der Verlust dieses lieben Kindes nicht schlimm genug wäre, nun auch noch das!«

Doreen griff zwischen den Gitterstäben hindurch und fasste die Nonne leicht an der Schulter. »Mir geht es gut, Schwester. Es ist alles ein Missverständnis. Ms Richmond und Ms Delaney werden es für uns in Ordnung bringen. Sie dürfen sich nicht so aufregen. Das bekommt Ihnen nicht.«

Schwester Mary Magdalen atmete tief durch, ohne den Blick von Doreens Augen zu nehmen. Und plötzlich wirkte sie nicht mehr alt und grau. »Aber sicher«, entgegnete sie. »Alles wird gut. Ich habe mich ein wenig zu sehr von Sorge auffressen lassen.« Sie atmete noch einmal durch und lächelte uns an. »Okay, was also unternehmen wir nun, um Doreen zu helfen?«

Tinkie und ich brüteten über einer Strategie, während wir das Courthouse verließen und zum Gesundheitsamt fuhren, um in Erfahrung zu bringen, ob dort eine Geburtsurkunde von Lilliths Tochter existierte. Sonderlich wichtig war es für unsere Ermittlungen nicht, aber ich wollte schwarz auf weiß lesen, dass Lillith Lucas in der Tat eine Tochter gehabt hatte.

Der Tag war wunderschön, mit klarem, goldenem Licht, und nur ein Hauch kühl. Tinkie kuschelte sich enger in ihren Sweater, weil ich mich weigerte, das Fenster ihres Autos hochzufahren. Während der vier Sommermonate war mein Haar ein wirres Etwas gewesen, das sich schwer um meinen Kopf gelegt hatte. Jetzt aber genoss ich das Gefühl, wie der Fahrtwind mit den Strähnen im Nacken spielte. Die Fee der niedrigen Luftfeuchtigkeit hatte schlackeschwere Locken in luftige Seide verwandelt.

»Sie hat es nicht getan«, erklärte Tinkie, als wir im Schatten eines Pekanbaumes parkten. Die Nüsse hatten herunterzufallen begonnen, und wir zerknackten mehrere davon mit den Reifen. Mit Mord in den Augen beobachteten uns drei Eichhörnchen.

»Wie kannst du dir so sicher sein?« Ich war erstaunt, dass Tinkie eine Frau in Schutz nahm, die sie kaum kannte. Tinkie war kein naives Provinzgänschen. Die meisten Menschen mussten sich ihr Vertrauen erst verdienen.

»Ich weiß es einfach«, meinte sie. »Weibliche Intuition.«

»Weil *du* keinem Baby etwas zuleide tun könntest«, entgegnete ich spitz. »Uns fällt es immer schwer zu glauben, jemand könnte etwas tun, das wir nicht übers Herz brächten. Trotzdem hat jemand die Kleine ermordet.«

»Vielleicht war es wirklich eine Verwechslung«, sinnierte Tinkie, während sie ausstieg. Sie blickte mich über das Dach hinweg an, und nie hatte ich sie mit ernsterem Gesicht gesehen. »Jeder macht mal einen Fehler. Ich meine, es ist drei Wochen her, seit das Baby gestorben ist. Man könnte doch im Labor etwas verwechselt haben. Vielleicht hat das Blut, das getestet wurde, gar nicht von Doreens Baby gestammt.«

Ich erhob keine Einwände. Stattdessen stieg ich die fünf Betonstufen in das verlinkerte Gebäude des Gesundheitsamts hinauf. An der Tür überfielen mich urplötzlich Erinnerungen. Als Kind war ich hier gewesen, bevor ich in die erste Klasse kam. Impfungen waren zwingend vorgeschrieben, auch wenn meine Mutter einen erstklassigen Protest gegen die Injektionen erhoben hatte. Sie war sich nicht sicher gewesen, ob die Impfungen wirklich ungefährlich oder überhaupt nötig waren, und wenn sie eins wusste, dann dass alles zwingend Vorgeschriebene nichts Gutes sein konnte. Sie protestierte, und ich lief davon. Trotzdem erwischten sie mich. Drei Angestellte umringten mich schließlich auf dem abgetretenen gelben Linoleumboden und hielten mich fest, während die

Krankenschwester mich mit Antikörpern voll pumppte. Es war eine alpträumhafte Erinnerung.

Als ich in den Geruch nach Desinfektionsmittel und Alkohol eintauchte, war ich froh, Tinkie neben mir zu wissen. Ich merkte ihr an, dass auch sie von unangenehmen Erinnerungen überfallen wurde. Die Empfangstheke war unbesetzt, deshalb folgten wir dem stillen Korridor. In meinem Gedächtnis wimmelte es in der Klinik ständig von schreienden, verängstigten Kindern. Heute war nichts zu hören und niemand zu sehen. Außer der weiß gekleideten Gestalt, die uns plötzlich den Weg vertrat.

Penny McAdams hatte sich in den paar und zwanzig Jahren, seitdem ich kreischend und um mich tretend in ihr Büro gezerrt worden war, kein bisschen verändert. Sie trug die gleiche weiße Krankenschwestertracht mit dem Fledermausflügelhut. Ihre Schuhe waren weiß und geräuschlos an weiß verhüllten Füßen und Beinen. Sie beäugte mich mit kühlem Erkennen.

»Sarah Booth Delaney«, sagte sie und nickte für sich. »Ich erinnere mich. Sie haben mir einmal gegen's Schienbein getreten. Ihre Mutter hätte Sie dafür durchwalken sollen, aber das hat sie nicht getan. Sie hat sich selber aufgeführt wie ein verzogenes Balg.«

»Das ist lange her«, entgegnete ich und überlegte dabei, ob ich mich nun entschuldigen sollte, konnte aber nicht sagen, ob ich es aufrichtig gemeint hätte.

»Wir führen lückenlose Krankenblätter.« In ihren Worten schwang eine leise Drohung mit.

Ich lächelte. »Genau das wollte ich hören. Wir sind in offiziellem Auftrag hier und benötigen eine Kopie der Geburtsurkunde eines Kindes, das von Lillith Lucas zur Welt gebracht wurde.«

»Warum warten Sie nicht in meinem Büro?«, meinte sie. »Ich bin gleich wieder da.«

Wir setzten uns, und Penny ging ins Vorzimmer und blieb dort über eine Viertelstunde. Sie kam mit mehreren Aktenmappen wieder. Eine davon warf sie vor mich auf den Schreibtisch.

»Sie sind nicht zu Ihrer Auffrischungsimpfung gegen Diphtherie gekommen«, schalt sie mich und durchbohrte mich mit ihrem Blick. »Krempeln Sie sich den Ärmel auf! Meine Schulimpfungen sind samt und sonders komplett erledigt, mit Ihnen als einziger Ausnahme.«

»Vergessen Sie's!«, wagte ich zu antworten.

»Für etwas Kooperation wäre ich sehr dankbar«, entgegnete Penny mit einem Lächeln. Sie kämpfte mit harten Bandagen. Wenn ich bekommen wollte, was ich von ihr brauchte, müsste ich ihr geben, worauf sie es abgesehen hatte – ein Stück von meiner Haut.

»Sarah Booth hat ihre übrigen Impfungen im Bibellager von Jackson bekommen«, warf Tinkie mit unerschütterlicher Autorität ein. »Wir können die dort bitten, Ihnen den Eintrag zu faxen.«

Ich hätte Tinkie küssen können.

Penny schob meine Akte beiseite und nahm eine andere zur Hand. »Tinkie Richmond«, meinte sie sinnend. »Sie haben eine gute Partie gemacht bei Ihrer Heirat.« Mir warf sie noch einen missgünstigen Blick zu. Mein Versagen, was das Abschließen einer Ehe anging, stand gewiss unauslöschlich in meinem Krankenblatt vermerkt. Ich fragte mich